

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gneise

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden

Abdruck aller Artikel verboten

Nummer 24

Sonntag, den 13. Mai 1917

35. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 13. Mai: Servatius; Montag, 14. Mai: Bonifatius; Dienstag, 15. Mai: Rupert; Mittwoch, 16. Mai: Joh. von Nepomuk; Donnerstag, 17. Mai: Chr. Himmelfahrt; Freitag, 18. Mai: Marcellus; Samstag, 19. Mai: Petrus, Celsus.

Fünfter Sonntag nach Ostern

Evangelium des hl. Johannes, 16, 23—30.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wahrlich, wahrlich, sage ich euch, wenn ihr den Vater in meinem Namen um etwas bitten werdet, so wird er es euch geben. Bisher habt ihr um nichts in meinem Namen gebeten. Bittet, so werdet ihr empfangen, auf daß eure Freude vollkommen werde. Dieses habe ich in Gleichnissen zu euch geredet; es kommt aber die Stunde, da ich nicht mehr in Gleichnissen zu euch rede, sondern offenbar vom Vater euch verkünden werde. An jenem Tage werdet ihr in meinem Namen bitten, und ich sage euch nicht, daß ich den Vater für euch bitten werde; denn der Vater selbst liebt euch, weil ihr mich geliebt und geglaubt habt, daß ich von Gott ausgegangen bin. Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen; ich verlasse die Welt wieder und gehe zum Vater. Da sprachen seine Jünger zu ihm: Siehe, nun redest du offenbar und sprichst kein Gleichnis mehr. Jetzt wissen wir, daß du alles weißt und nicht nötig hast, daß dich jemand frage; darum glauben wir, daß du von Gott ausgegangen bist.

Das Gebet in Jesu Namen.

Wieder ein Kriegsevangelium! Wie, ein Kriegsevangelium, wird man fragen? Es ist doch gar keine Rede von Krieg und Kampf, von Blut und Wunden. — Freilich, davon ist keine Rede. Aber von etwas, das jetzt eine große Rolle spielt, von dem Gebet und seiner Erhöhung. Oder hast du noch nicht den Einwand gehört, der jetzt in aller Munde ist: Warum erhört Gott nicht die heißen Gebete der Tausende und Millionen, die schon drei Jahre lang den Himmel bestürmen? Und die Priester predigen es immer, Gott erhöhe alle Gebete, und der Heiland sagt es selber: „Bittet, so wird euch gegeben werden. Ein jeder, der bittet, empfängt. Alles, um was ihr immer im Gebete mit Glauben bitten werdet, das werdet ihr erhalten.“ Wie ist das in Einklang zu bringen mit der Tatsache, daß die Gebete von Millionen von Menschen bis jetzt unerhört geblieben sind, obwohl die lange Dauer des Krieges unendlichen Jammer, die Vernichtung ungezählter Werte für die Kultur, ja auch für die Religion, im Geolge hat? Als Antwort stelle ich eine Gegenfrage: Warum werden so viele Gnadenersuche an den Kaiser um Unterstützung, Befreiung vom Militärdienst, Entlassung aus der Front usw., abschlägig beschieden? Weil die Bedingungen nicht erfüllt sind, unter denen die Gnadenersuche gegeben werden, weil die Voraussetzungen nicht vorliegen, die die Gewährung der Bitte rechtfertigen. Gott gewährt nicht wahllos jede Bitte, die an ihn gelangt. Auch er hat Regeln aufgestellt für die Bewilligung dessen, was man von ihm verlangt. In diese Regeln müssen sich die Menschen halten, sonst werden sie abgewiesen. Diese Regeln sind kurz zusammengefaßt in dem Wort des heutigen Evangeliums: „Wahrlich, wahrlich, sage ich euch, wenn ihr den Vater in meinem Namen um etwas

bitten werdet, so wird er euch geben.“ Also in meinem Namen bitten, das ist die Bedingung, die der Heiland für die Erhöhung des Gebetes aufgestellt hat.

1. Was heißt das, in meinem Namen beten? In Jesu Namen beten heißt, eins in den Bestimmungen Jesu beten. Was für eine Bestimmung hatte denn Jesus? Die Grundbestimmung Jesu, seine innerste Bestimmung erfahren wir, wenn ihn beim Gebete beobachten. „Vater, nicht mein Wille geschehe, sondern der deine.“ Was ist damit ausgedrückt? Jesus wollte damit seine Ergebung in den Willen seines himmlischen Vaters zu erkennen geben. Nicht die Forderungen der sinnlichen Natur sollten ihm maßgebend sein, sondern einzig und allein das, was sein Vater im Himmel wollte und wünschte. Jesus war zwar Gott und besaß dieselbe göttliche Natur wie der Vater, konnte also als solcher sich niemals in Gegensatz zu ihm setzen. Er war aber auch Mensch und hatte dieselbe Natur wie die anderen Menschen. Nur menschlichen Natur gehören auch die Gemütsbewegungen, wie Furcht und Angst u. a. Diese Gemütsbewegungen können nun dem Willen geradezu entgegengekehrt sein. Dies war beim Heiland am Deihern der Fall. Nach seinem höheren Willen wollte er leiden und sterben. Er ließ aber, weil er unbedingte Herrschaft über alle Leidenschaften und Gemütsbewegungen der sinnlichen Natur besaß, freiwillig zu, daß sich derselbe dagegen sträubte. Daher sein Gebet: „Mein Vater, wenn es möglich ist, so laß diesen Kelch an mir vorübergehen.“ Das war das Verlangen der sinnlichen Natur. Aber sofort gewann der Wille die Oberhand: „Doch nicht mein Wille geschehe, sondern der deine.“ Ein ähnlicher Vorgang muß sich bei jedem abspielen, der in heiklen Gebeten ringt. Unsere niedere sinnliche Natur verlangt nach Dingen, die an und für sich begehrenswert, oder wenigstens nicht sündhaft sind, die aber im Lichte des Glaubens und der Vernunft betrachtet, oder aber in Wirklichkeit, vorläufig und verborgen, uns nicht zum Heile, sondern zum Verderben gereichen. Wir können deshalb nie etwas von Gott erzwingen, extorren, sondern stets muß unseren Gebeten die ausdrückliche oder stillschweigende Erklärung hinzugefügt sein: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst.“ Das ist dann ein wirklich göttliches, denn Gebete Jesu durchaus ähnliches und deshalb der Erhöhung ganz und gar würdiges Gebet.

Wir Menschen schauen nicht in die Zukunft. Dinge und Verhältnisse, die uns für jetzt angenehm und wünschenswert erscheinen, können uns in der Zukunft ganz gefährlich werden, z. B. Wohlstand, vermehrtes Hab und Gut. Der Mensch kennt zwar die Gefahren des Reichtums und er hat auch manche traurige Beispiele dafür in der Erinnerung, und er sagt sich wohl, für mich bildet Geld und Gut keine Gefahr. Ja, weiß schon, wie ich damit fertig werde. Allein ob nun tatsächlich die Verführung keine Macht über ihn gewinnen würde, wenn er zu Reichtum käme, das vermag er nicht vorauszu sehen. Gott aber weiß es. Gottes Allwissenheit erstreckt sich nicht bloß auf die in der Zukunft wirklich eintreffenden Ereignisse, sondern auch auf die möglichen Vorläufer, die eintreffen würden, wenn der Mensch in andere Verhältnisse gekommen wäre. Das müssen wir uns immer vorhalten, wenn wir uns anwenden, im Gebete uns an Gott zu wenden und eine Gabe von ihm zu erbitten. Immer also müssen wir unseren Gebeten die Bedingung hinzufügen: wenn es nützlich ist für

mich. Wer anders betet, erhebt sich wider Gott, stellt sein Wissen und seine Kenntnisse über Gottes Kenntnisse. Daß ein solcher keine Erhöhung findet, nicht finden kann, ist klar. Gott handelt dann mit einem solchen, wie die Mutter mit dem kleinen Kinde, das ein scharfes Messer in die Hand bekommen hat. Ein scharfes Messer ist ein nützliches Instrument, es kann sehr gute Dienste leisten. Aber in der Hand eines kleinen Kindes wird es zu einem gefährlichen Dinge, das die Mutter unter keinen Umständen bei ihm dulden kann. Und wenn das Kind auch schreit und tobt und nicht einsehen will, daß das Messer nichts für es ist, die Mutter nimmt es ihm ab. So auch Gott, wenn er sieht, daß das, was der Mensch hat oder haben will, nichts für ihn ist. Er nimmt es ihm, wenn nötig, mit Gewalt ab.

Dasselbe gilt, wenn der Mensch an Gott herangeht mit der Bitte, etwas, was ihm nützlich ist, von ihm fortzunehmen. Und nun stelle man die Forderung, in Jesu Namen zu beten, in Rechnung bei den Gebeten der Gläubigen zu Gott um baldige Dimission der schweren Geißel des Krieges. Wie selten hört man die einzig vernünftige Ansicht: Unser Vergelt allein weiß, wann es Zeit ist, mit dem Blutvergießen aufzuhören. Wir müssen Vertrauen zu ihm haben, er läßt niemand ohne wichtigen Grund in großer Not. Jedenfalls greift er zur richtigen Zeit ein, ehe es zu spät ist. Statt dessen hört man weit mehr unmutige, verärgerte, hier und da gotteslästerlich klingende Wendungen, wie Gott kümmert sich nicht um uns, es ist ihm einerlei, was die Menschen treiben, u. a. ist es da verwunderlich, wenn die Kriegsgebete noch nicht erhört worden sind?

2. Im Namen Jesu beten heißt, eins mit Christus in heiligmachender Gnade beten. Wer zum Könige geht, um eine Gnade von ihm zu erlangen, aber als Verbrecher und mit schwerer Schuld beladen hinzu tritt, verdient keine Gnade. Er wird abgewiesen. Die Untertanen würden ja sonst irre am König und Königen sagen: Die Bösewichte erlangen Gnade und Wohlwollen, und die treuen Untertanen gehen leer aus. Ähnlich bei Gott. Nur darf hier der Irrtum nicht aufkommen, als ob die Sünder sich vergeblich an Gott wenden und als sei das Gebet der Sünder unnütz. Das Gegenteil ist der Fall. Gerade den Heilbedürftigen, also den Sündern, ist der Herr nahe mit seinem Erbarmen, wenn sie wieder auf dem Weg zu Gott sind und ihrem sündhaften Leben ein Ende machen wollen. „Nahe ist der Herr allen, die ihn anrufen, allen die ihn anrufen in der Wahrheit.“ (Ps. 144, 18) „Nahe ist der Herr denen, die bebrängten Herzens sind, und den Geistgebrügten hilft er.“ (Ps. 33, 19) Wer ist aber mehr bebrängten Herzens als der, der abseits von Gott wandelt und dem Geleide der Sünde verfallen ist. Nur der Sünder tritt vergebens bittend zu Gott, der von der Sünde nicht lassen, in der Sünde, die er liebgekommen, verharren will.

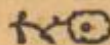
Wahrhaft tröstlich und ermutigend ist das Wort des Heilandes in der herrlichen Parabel vom Weinstock und von dem Reben: „Wenn ihr in mir bleibt und meine Worte in euch bleiben, so mögt ihr bitten, was immer ihr wollt, es wird euch gegeben werden.“ (Joh. 15, 7) Der Ausdruck „in mir bleiben“ ist nach dem ganzen Zusammenhang zu verstehen von dem Wohnen Jesu in der Seele des Gerechten durch die heiligmachende Gnade. Wer also im Besitze der heiligmachenden Gnade betet, dem ist die Erhöhung seines Gebetes sicher. Was folgt

daraus? Daß wir jedesmal vor Beginn des Gebetes, namentlich dann, wenn wir in einer wichtigen Sache uns an Gott wenden, darauf sehen sollen, daß wir im Besitze dieser Gnade seien. Es ist deshalb eine überaus praktische Angelegenheit, vor dem Gebete, vor Anhörung der hl. Messe jedesmal die vollkommene Reue zu erwecken. Denn wie uns der Glaube lehrt, tilgt diese Reue schon vor der Beicht die schweren Sünden und führt den Gnadenstand herbei, so daß wir, wie die Reue mit dem Weinstock, mit Christus in Verbindung stehen und die von ihm geforderte Bedingung zur Erhörnung unserer Gebete erfüllt haben. Die Kirche leitet uns auch zu Beginn der hl. Messe im Confiteor und im Kyrie Eleison dazu an. Diese beiden Gebete sind nichts anders als die vollkommene Reue.

Wenn wir auch niemals mit unfehlbarer Gewissheit sagen können, ob wir im Besitze der heiligmachenden Gnade sind, so gibt es doch gewisse Augenblicke in unserem Gnadenleben, wo wir in Berechnung aller Umstände doch ziemlich darauf rechnen können, daß der Herr bei uns und in uns ist. Das ist namentlich der Fall nach dem Genusse Jesu in der hl. Kommunion. Empfangen wir doch in der hl. Kommunion den Urheber und Spender aller Gnaden. Dieses Sacrament bedeutet den Vollbesitz der heiligmachenden Gnade, den innigsten Verkehr Jesu mit der gläubigen Seele. Was folgt daraus? Daß wir die Augenblicke nach dem Genusse der hl. Eucharistie zu recht intensiven Gebeten bemühen sollen. Wenn wir beim Könige eine Audienz bewilligt worden ist, dann bringe ich meine Wünsche am erfolgreichsten in jenem Augenblicke vor, wenn ich mit dem Könige Auge in Auge rede, nicht nachher, wenn ich den Palast verlassen habe. Bei der hl. Kommunion rede ich mit meinem himmlischen Könige von Mund zu Mund. Ich kann mit ihm reden, wie es mir mein Herz eingibt, ich brauche keine wohlgelesene Rede zu halten. Er ist zwar der allmächtige Gott, vor dem die Engel in heiliger Ehrfurcht auf den Knien liegen, aber er ist auch mein Bruder, einer aus unserem Geschlecht, der „unser Schwachheit getragen, der in allem wie ein Mensch befunden wurde.“ Deshalb darf im Verkehr mit unserem Herrgott nicht die Ehrfurcht, sondern die Vertrautheit vorherrschen. Denn „Gott ist die Liebe“, wie der hl. Johannes schreibt (1. Joh. 4, 16).

Nach der hl. Kommunion sind wir nach menschlichem Ermessen in einem Zustande, der uns Gott am wohlgefalligsten macht. Daraus folgt zweierlei. Einmal, daß wir uns recht oft in diesen Zustand versetzen, mit anderen Worten recht oft dieses wunderbare Sacrament empfangen sollen, und dann, daß wir die kostbaren Augenblicke nach der hl. Kommunion wohl benutzen zu jenen Bitten, deren Erfüllung uns so sehr am Herzen liegt. Und was geht uns wohl näher, als die große Sorge, die auf ganz Europa liegt, die Zukunft unserer Familien, unserer Heimat, unseres Vaterlandes, unserer Religion!

So laßt uns denn die Bitttage als Tage des ernstesten flehentlichen Gebetes nicht bloß, sondern auch des Hingutrittes zum Tische des Herrn betrachten, indem wir die Mahnung Jesu beachten, daß dem Gebete „in seinem Namen“, d. h. in der Vereinigung mit ihm unfehlbare Erhörnung zugesichert ist. Die Lehre von der unfehlbaren Wirkung des echten Gebetes ist Gegenstand des Glaubens, aber auch zugleich eine Lehre, die uns mit unendlichem Vertrauen und zuversichtlicher Hoffnung zu Gott erfüllt und uns das Kriegskreuz erträglich macht.



Der hl. Johannes della Salle — Gründer „der Brüder der christlichen Schulen“.

15. Mai.

Ein weiser Mann belehrt sein Volk, und die Früchte seiner Einsicht sind süß und löslich.
(Ez. 37, 26.)

Die christliche Caritas muß, will sie ihr ureigenes Wesen nicht verleugnen, nicht nur dem

Leibe, sondern auch der Seele dienen, und der Seele vor allem, denn ihr göttlicher Bannerträger hat ja die Seele über alles Vergängliche gestellt. So nimmt es uns kein Wunder, daß gerade Männer, die ganz von ihrem Geiste erfüllt waren, vor allem die Seelen suchten, dabei aber niemals den Leib vergaßen, und so zu wahren Wohltätern der Menschheit wurden. Zu ihnen gehört der hl. Kinderfreund Johannes della Salle.

Die Heimat dieses Heiligen war die alte französische Krönungsstadt Reims. Hier erblickte er das Licht der Welt am 30. April 1651. Sein Vater war Präbikalarat am dortigen königlichen Gerichte; seine Mutter Nikolaia Moet gehörte einer hochadeligen Familie an. Die ersten Worte, die er außer dem Vater- und Mutternamen aussprach, waren die Worte Jesus und Maria. Die Jugend, die er ganz in Reinheit und Frömmigkeit verbrachte, schloß er ab mit dem Eintritte ins Pariser Priesterseminar St. Sulpice. Lehrern wie Schülern drängte sich durch seinen vorbildlichen Wandel immer mehr die Ueberzeugung auf, daß Johannes einmal zu Besonderem im Dienste der Kirche berufen sei.

1678 empfing er die Priesterweihe und erhielt dann eine Domherrnstelle an der Reims' Kathedrale.

Zur gleichen Zeit übernahm er auf den Rat seines Beichtvaters die Leitung einer Kongregation von Schulkollegisten, die der Beichtvater ins Leben gerufen. Damit kam er auf die Bahn, die ihn Gott führen wollte.

Ein Jahr darauf machte ihn eine wohlhabende Frau auf einen Lehrer aufmerksam, der in Rouen einen Verein hunger Meriker gebildet hatte. Dieser Verein wollte sich vor allem der armen Kinder annehmen, ihnen ein Führer zu Gott und zu einer achtbaren Lebensstellung werden. Als der Lehrer, Morian Apel hieß er, auch in Reims eine solche Freischule errichten wollte, trat der Heilige mit reicher Unterstützung für ihn ein, sobald bald in zwei Pfarreien solche Schulen errichtet werden konnten.

Doch Johannes nahm sich der Sache auch weiter an. Durch sein feuriges Wort begeisterte er die jungen, opferfreudigen Erzieher zu gemeinsamen Leben. Und wie er sah, daß sie nicht nur gute Lehrer, sondern auch treue Nachfolger des göttlichen Kinderfreundes zu sein strebten, bot er ihnen sein eigenes Haus an.

Die kleine Schar wuchs; es entstanden neue Häuser in Guise, Bethel und Laon. Johannes legte seine Domherrnwürde nieder, gab sein Vermögen den Armen, denn seine Schulen sollten ganz auf Gottes Vorsehung vertrauen, und legte 1684 mit zwölf der jungen Lehrer das Gelübde des Gehorsams und der Beharrlichkeit ab. Die Tracht war ein einfaches, schwarzes Gewand; ihr Name war: Brüder der christlichen Schulen. Die Gottesmutter, die wir als „Sitz der Weisheit“ anrufen, erwählte er zur Schutzherrin der neuen Genossenschaft.

Da von allen Seiten an ihn die Bitte erging, Brüder zur Einrichtung von Armenthulen zu senden, er aber die Brüder nicht einzeln auf die Dörfer entlassen wollte, eröffnete er ein Haus, wo fromme Laien, die den Lehrerberuf in sich verspürten, wissenschaftlich und religiös vorgebildet wurden. So legte er den Grund zum ersten Lehrerseminar.

Aber nicht nur Zustimmung erfuhr das Wirken des unermüdeten Priesters, sondern auch heftige Anfeindung. Doch er blieb schärflich Sieger.

Einen großen Fortschritt machte seine Gründung dadurch, daß er in dem Dorfe Baugirard bei Paris Noviziat und Ausbildungsanstalt zusammenlegte. Von hier aus leitete er die Brüder, die er alle Jahre einmal besuchte. Und jedes Jahr mußten alle Brüder einmal nach Baugirard kommen, um sich „geistlich zu erneuern“.

Im Jahre 1698 übergab König Jakob II. von England dem Heiligen 50 Irländer zur Erziehung. So entstand das erste Pensionat der Schulbrüder, das für viele Erziehungsanstalten vorbildlich wurde.

Auch dadurch wurde der Heilige ein Bahnbrecher in der Pädagogik, daß er die Schüler nicht mehr zusammen, sondern in einzelnen Ab-

teilungen, in Einzelkammern von besonders vortrabildeten Lehrern unterrichten ließ.

Im folgenden Jahre sammelte er 200 junge Menschen um sich, es waren alle Handwerker, und unterrichtete sie des Sonntags mit seinen Brüdern in allen Fächern, die gerade ihnen nahe lagen. Der Unterricht dauerte von 12—3 Uhr und umfaßte Geographie, Buchführung, Bankstruktionslehre, Zeichnen und Geometrie. Zum Schluß erhielten sie eine kurze religiöse Belehrung. So wurden sie der Verführung entzogen und fürs Leben geschult — mit dieser Einrichtung entstand die erste Gewerbeschule Europas.

1700 sandte der Heilige den Bruder Gabriel Drosin nach Rom, um auch dort eine Schule zu errichten und die päpstliche Bestätigung zu erbitten; diese erhielt die Stiftung aber erst 1728.

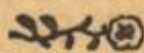
Nachdem der eifrige Kinderfreund noch verschiedene Schulen in Frankreich errichtet hatte, nachdem er auch in St. Don eine Realschule und eine Besserungsanstalt für Knaben gegründet hatte, starb er am 7. April 1719. Leo XIII. sprach ihn am 19. Februar 1888 heilig.

Bei seinem Tode zählte seine Gründung schon 27 Häuser mit 874 Brüdern und 9885 Schülern. Als Geist des Ordens nennt die Regel selbst „den Geist des Glaubens, der alle Brüder antreiben soll, alles nur im Hinblick auf Gott zu tun und alles Gott zuzuschreiben — den Geist glühenden Seelenfeuers“. Dieser Geist ist heute noch in den Häusern der Schulbrüder wirksam und erzielt auch heute noch die größten Erfolge.

Der hl. Johannes della Salle ist in der Geschichte des christlichen Unterrichtes deshalb von so großer Bedeutung geworden, weil er nicht nur ein sehr geschickter Erzieher und Lehrer war, sondern auch ein Heiliger. Er hat gezeigt, daß nur eine Erziehung, die Herz und Geist berührt, die vor allem auch das Edelste im Menschen nicht verkümmern läßt, musterhafte und brauchbare Menschen und Christen heranbildet. Und dabei hatte er ein offenes Auge für die Bedürfnisse des Volkes. Und gerade weil er die Bildung für das Jenseits mit der Bildung für's Diesseits in herrlicher Harmonie verband, sollte er auch heute noch beachtet werden. Auf jeden Fall sollte man von ihm lernen, daß echte religiöse Durchbildung nicht unbrauchbar fürs Leben macht. Und an seinem Feste sollte jeder Katholik beten, daß er dem Geiste des Christentums auf dem Felde der Erziehung freie Bahn erschle.

„Ein Mensch ohne Religion ist wie ein Hund, der von der Kette, wie ein Kalb, das vom Seile losgeschlagen wird.“
(Weller von Kaisersberg.)

P. S. B., O. F. M.



Weggeleit zum Glücke

Von P. S. B., O. F. M.

Von den stillen Tugenden. (Fortsetzung.)

Die Sanftmut, ihre Vortrefflichkeit!

„Der Schiffer gießt auf Stürmerhoh'n Regen
Sein Fäßchen Öl aus und sie legen sich
Nings weithin um sein Schiff. So fährt er ruhig
Auf stiller Ebne, die der Sturm umbraut
Und hohe Wellen wälzt, die ihm nicht nahen.
Nur sicherer besänftigend und holder
Wirkt seiner Milde Geisteskraft auf Menschen;
Sie gieße aus, wie sanftes Mondenlicht,
Auf seine Bahn, und ruhig wird sie sein
Und lieblich; wie der Mond die Bahn sich schmückt
Mit seinem Licht — und andern freundlich leuchtet.“
(Schäfer.)

Mit den letzten Worten spricht der Richter einen schönen Vergleich aus. Die Tugend der Sanftmut bewährt ihre Vortrefflichkeit am Sanftmütigen selbst, und da vor allem, aber sie ist auch ein Segen für dessen Umgebung.

Die Tugend der Sanftmut ist nämlich eine Tugend voll Kraft, aber auch voll Freundlichkeit und Gnade.

Eine Tugend voll Kraft! Herders Wort:

„Tapfer ist der Krieger,
Tapfer ist der Weltbewinger,
Tapfer, wer sich selbst begwang.“

paßt in seinem vollen Umfange auf den Sanftmütigen. Unwillkürlich regt sich im Menschen der Born bei tausend Gelegenheiten. Die Junge ist schon bereit, die flammende Wut des Innern aus Haupt der anderen niederzugießen; die Hand ballt sich schon und zuckt und will zum Schläge ausfahren; die Lippe hebt in verhaltenem Grimme, und die Schürerin Phantasie ist eifrig am Werke: doch der Sanftmütige hält mit starker Hand sogleich beim Beginne, beim Aufsteigen der Erregung die Wallung nieder — wie ein mächtiger Herrscher hat er Gewalt. Und seine Gewalt ist umso stärker, je mehr der Mensch von Natur aus zum Zorn geneigt. Und nicht einmal und zweimal, nein, öfter, nein, oft muß die Sanftmut mit fester Hand ihre Herrschaft ausüben.

Der heidnische Dichter sagt:

„Biel des Gewaltigen gibt es, doch nichts
So gewaltiger als der Mensch!“ (Sophokles.)

Dann führt er in herrlichem Sange aus, wie Großes dieser „gewaltige Mensch“ magt. Aber eben so wahr ist, was der hl. Chrysostomus schreibt: „Nichts ist gewaltiger als die Sanftmut; gleichwie Wasser den schon angezündeten Scheiterhaufen löscht, so löscht auch ein gutes, sanftes Wort das Feuer des Zornes, das schon Haderloß im Herzen des Menschen aufbrennt.“ Johannes Climacus aber meint: „Die Sanftmut macht unsere Seele unerschütterlich und gelassen inmitten von Verachtung und Verdemütigungen, von Lob und Beifall. Unsere Seele in der Ruhe und Gelassenheit der heftigsten Winde und der tobendsten Stürme erhalten, das ist die Vollkommenheit der Sanftmut und des Sieges über den Zorn.“

Die Sanftmut ist eine Tugend voll Freundlichkeit! „Die Sanftmut ist eine Tugend von solcher Schönheit, daß sie das Herz eines jeden anzieht und gewinnt, der sie auch nur von ferne kennen gelernt hat.“ (Saint Jure.) „Die Sanftmut gewinnt nicht nur das Herz Gottes, sie herrscht auch über das Herz der Menschen und äußert ihre Macht über Freunde und Feinde. Die entfremdeten Herzen führt uns die Sanftmut wieder zu, die erbitterten besänftigt sie, die heftigsten beruhigt sie, die unzugänglichen schließt sie uns auf.“ (Bandrand.) So erweist sie nicht nur ihre Gewalt, sondern auch ihren Liebreiz, ihre Freundlichkeit. Gerade durch sie wird sie so gewaltig; gerade durch sie wirkt sie mit sanfter aber unübersteiglicher Gewalt. „Sie hat einen Zauber, dem nichts widersteht, eine Anziehungskraft, der man sich hingeben muß. In ihr liegt das große Geheimnis der Eroberung der Herzen. Man gewinnt eine Stadt mit Gewalt, aber ein Herz gewinnt man mit Sanftmut.“

So erklärt sich auch die große Gewalt, die der ausübte, von dem der Apostel sagt: „Es ist erschienen die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, unseres Heilandes“ (Tit. 3, 4); die große Gewalt, die der auf die Menschen ausstrahlte, der mit Recht von sich sagen konnte: „Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig!“ Wie herrlich klingen nicht Prophetenmund vom Heilande, wie er einst unter den Menschen wandeln und wirken würde: „Er wird nicht schreien, nicht streiten, noch wird man auf der Gasse seine Stimme hören. Das zerbrochene Rohr zerbricht er nicht, und den rauchenden Docht löscht er nicht aus: in der Wahrheit lehrt er das Recht. Er ist nicht verdrüsslich, noch ungestüm.“ (M. 42, 1—4) Und wie er dann in unerreichbarer Geduld leiden werde: „Er wird geopfert, weil er selbst wollte, und öffnet seinen Mund nicht: wie ein Schaf wird er zur Schlachtbank geführt, und verstummt wie ein Lamm vor dem, der es schert, und tut seinen Mund nicht auf.“ (M. 53, 7.)

Und diesem großen Muster des Heilandes sind alle Heiligen gefolgt. Alles apostolische Wirken erhielt seine tiefste Kraft von der freundlichen Sanftmut. Alle Apostel haben nach dem Rezept gearbeitet, das der sanftmütige hl. Franz von Sales ausdrückt in den Worten: „Mit einem Tropfen Honig fängt man mehr Fliegen als mit einem ganzen Kasse Essig.“ Sie kannten eben die Erfahrung, die der hl. Vincenz von Paula mit den Worten ausdrückt: „Ich bin nun 84 Jahre alt und habe in meinem Leben nur dreimal mit Strenge getadelt, und gerade diese

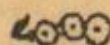
dreimal ist alles mißlungen, während sonst die Sanftmut immer zum Ziele führte.“

Aber die Sanftmut ist auch eine Tugend voll Gnade! „Dem Sanftmütigen gibt er seine Gnade“, — heißt es in der hl. Schrift (Spr. 3, 34). Und an einer anderen Stelle: „Der Herr nimmt auf die Sanftmütigen.“ (Jf. 146, 6.) Er nimmt sie auf in Gnade hier und droben ins Reich der Vollendung, ins Reich, in das die Gnade einführt. Das ist ja auch ganz natürlich. Des Sanftmütigen Herz ist still und friedsam und voll Liebe, ein rechter Wohnort Gottes und seiner Gnade. Der hl. Nilus sagt deshalb auch: „Das vom Zorne freie Gemüt ist ein Tempel des hl. Geistes, eine Wohnung der heiligsten Dreifaltigkeit.“

„O Duldsamkeit! Du holde Pflegerin

So manchen schönen Frucht: wie unentbehrlich bist du der Menschheit! Nur darf dein sanfter Sinn der hohen Reinheit des moralischen Gefühls nie schaden; keiner soll, wer dich besitzt, dein sanftes Schmeicheln an sich selbst empfinden. Streng sei er gegen sich, nachsichtig gegen andere!“ (Drentano.)

Doch von den Wegen der Sanftmut das nächste Mal!



Maiennacht

Englein schweben durch die Nacht,
Händen an die Sterne,
Hell wie tausend Herzen bracht
Strahlts aus Himmelsferne.

Leiser Wind die Blüten regt,
Maiennachtgelächte
In das Herz mir zitternd trägt
Andachtsvolle Freude.

Nochheim.

B. Reuter.



Ein frommes Wort des Kindes

Stimme von B. Wimmer.

(Nachdruck verboten.)

„Uns bleibt nichts übrig“, sagte einst Anton, ein armer Tagelöhner, zu seinem Weibe, und in seinem Gesichte leuchtete die unheimliche Rote eines sich abgewonnenen bösen Entschlusses auf, „als diesen Reisenden zu speidieren. Wieviel ich auch grübeln und sinnen mag, es ist das einzige Mittel zu unserer Rettung; du“, fuhr er, die Stimme noch mehr herabdrückend, fort — „hast du die schwere Geldsacke bemerkt, die der Fremde, welchen wir beherbergen, um den Leib trägt? Hast du nicht? Mir stach sie gleich in die Augen, und ihr Bild verließ mich auch gar nicht wieder. Wir müssen ihn...“

„Doch nicht erschlagen?“ rief Hanne, erblassend und am ganzen Leibe zitternd, denn die Pantomime des Mannes ließ keinen Zweifel übrig. — „Anton, Anton, halte deine Gedanken rein vom Blute, wenn es dir wohlgehen soll im Himmel und auf Erden!“

„Wohlergehen!“ rief der Erbknecht mit wildem Grinsen, „nennst du das Wohlergehen, wenn man sieben Tage in der Woche nicht hat sich satt zu essen, wenn man keinen eigenen Stein besitzt, um sein Haupt darauf zu legen, und am nächsten Tage nicht sicher ist, hinaus auf die Gasse gestochen und mit Weib und Kindern in das Verderben gefagt zu werden? Es mag im Himmel recht schön sein, aber der Weg dahin ist beschwerlich, daß Tausende stolpern und fallen; und ich werde sicher nicht der Letzte bleiben, welchem dies widerfährt.“

„Unglücklicher, welch' ruchlose Gefinnungen! Willst du in einer vierstündigen Rutsche zum Himmel fahren, mit Jäger und Korreiter und goldbordierten Haiduden um dich her? — Ich bin eine Waise seit ich denke, das Leben hat mich herumgeworfen durch Not und Elend zur Trübsal und zum Jammer? keine Seele kümmerte sich darum, mich nur das Wort des Erlösers

ober andere Kenntnisse zu lehren: ich wuchs auf wie der Baum im Walde, daß es eine Schande ist, davon zu reden.“

„Ging mir um kein Haar besser“, warf Anton seinem Weibe grollend hin.

„Dennoch“, fuhr Hanne fort, „dennoch weiß ich, daß vergossenes Blut zum Himmel um Mache schreit und daß ein Gebot heißt: Du sollst nicht töten! — Der Reisende, auf welchen du es abgesehen hast, kam matt und erschöpft an unsere Tür und konnte die müden Glieder nicht weiter tragen. mitleidig nötigte ich ihn, einzutreten und werde es pinnermehr zugeben, daß ihm ein Leids geschähe. Zudem, da er reich ist, wird er den Liebesdienst nicht umsonst verlangen, und die Groschen, die er freiwillig gibt, werden besser geheißen, als das Blutgeld, welches du seiner Leiche abnehmen willst.“

„Daß ich ein Narr wäre, mich mit Großen zu begnügen, wo ich so viele Taler erhalten kann, als ich mein Lebtag nicht beisammen gesehen, geschweige besessen habe! Es nützt dir nichts, Weib; der Wanderer muß heute Nacht expediert werden und uns zu seinen Erben einsehen. Gleich, als ich ihn eintreten sah, stieg mir der Gedanke auf, mag ihn mir der Teufel oder sonst wer eingegeben haben, und ich will ihn ausführen.“

„Um des Heilands willen, Anton, bedenke doch, daß man ihn vielleicht in unsere Türe eintreten sah, oder man wird ihn vermissen.“

„Glaube! Keine Seele hat ihn erblickt, darauf verlaß dich. Hier, so weit draußen im Felde, ist's ja einsam wie im Grabe, und wenn er Verwandte oder Bekannte hätte, wäre er nicht bei uns eingekerkert. Am Ende ist es ein schmutziger Hils, der Fuhrlohn und Bekehrung im Gasthause sparen will, und ich tue vielleicht ein gutes Werk, wenn ich die Welt von einem solchen Wichte befreie.“

„Das spricht der böse Feind aus dir, Anton; stoße die Versuchung zurück und gib diesen Gedanken auf, denn der Zahltag bleibt für seine Sünde aus, und lieber will ich mit meinem Kinde verhungern, als daß ich dich vielleicht unter dem Salgen eingescharrt sehen müßte!“

„Weib, wenn du mich willst machst, so schlage ich dich auf den Kopf, daß du das Aufstehen vergessest, und dann gebe ich dem fremden Landstreicher dennoch den Gang; umsonst plagst du deine Dunge und meine Geduld, morgen wirst du der Hausherr auf die Gasse hinaus, weil wir den Hauszins schon lange schuldig sind, und dann können wir alle drei uns etwas Warmes von der Sonne in den Hals scheinen lassen oder verhungern, sobald es uns gefällt. Bin ich hin, und ob ich nun im Elende verderbe oder am Holze des Kreuzes baume, ist mir einerlei. Fort da, der Bursche mit dem Geldsack muß heute noch...“

Mit diesen Worten stieß er sein Weib von sich, griff nach der Art, welche im Winkel lehnte, und trat gegen die Kammer vor.

„Ich lasse dich nicht, Anton“, stöhnte sie, „ich lasse dich nicht die Untat vollziehen; aber magst du mich selbst erwürgen. Ich schreie, daß der Fremde aufwacht, ich wecke dein Kind aus dem Schlafe, daß es die Hände zusammenlege und mit seinem Weinen den Satan überschreie, der in dir sein Wesen treibt.“

Anton starrte, seine Faust umklammerte das Mordinstrument fester, und seine Augen rollten furchtlicher. Hanne zitterte wie eine Fieberkranke und ihr Blick schweifte zwischen dem aufgeregten Manne und der Kammertür ängstlich hin und her, ihren Lippen schien sich ein Angstliches, verzweifelter Gebet zu entwinden.

„Anton, geh' zurück“, flüsterte ihm Hanne noch einmal zu, „fürchtest Du dich nicht, daß Gott seinen Blick auf Dein Dach schleudert, unter welchem Du einen Brudermord an Deinesgleichen, an einem Ebenbilde Gottes begehen willst?“

„Still, unsinniges Weib!“ knirschte Anton; indem er seines Weibes Gurgel faßte und krampfhaft zusammenpreßte, daß die arme Frau keinen Laut hervorbrachte und schleuderte sie dann in einen Winkel. „Bis zu dieser Stunde“, murmelte er für sich hin, „bis zu diesem Augenblicke habe ich mein Gewissen rein bewahrt vom bösen Wandel; Jahre lang dulde ich Not und Elend, und

ergab mich darein in der Hoffnung, daß es doch einmal besser werden müsse. Ich schwöre auch, daß dieses Verbrechen das einzige sein soll, und daß ich Welt und Kind hegen und pflegen will als ein rechtschaffener Mann und mir gar nichts vergnügen will, als des Leibes Nahrung, Gutes will ich stiften für die arme Seele; nur Schande will ich nicht erleben. Mein Kind soll mir nicht im Elend verderben, das arme Blümchen, für das ich zu sorgen schuldig bin, und darum muß es sein."

Gewaltfam raffte er sich auf und schritt leise gegen die Kammer halb taumelnd vor, die östliche Art in seiner Rechten. Anton mußte am Bettchen seines Töchterchens vorbeigehen. Da lag die Kleine, von Rosen die Wangen überhaucht, unschuldig lächelnd, als schlüferte ihr die Friedens-taube liebliche Träume durchs Ohr in die Seele. Sorgloses Vertrauen lag in der ganzen zarten Gestalt, über die der Geist des Bösen keine Gewalt hatte.

Schon streckte der Vater die Hand nach der Türhinge aus, um die Kammer zu öffnen und dem Fremden den Todesstreich zu geben, da leuchtete die Kleine im tiefen Schläfe, tat die Lippen halb auseinander und lispelte andächtig: „Vater unser, der du bist im Himmel! Heiligt werde dein Name..."

Anton drehte sich unwillkürlich zurück und horchte auf, rüdte sein Köpfchen, stellt die Art an die Wand und ließ Kopf und Arme schlaff herabsinken.

„Gib uns heute unser tägliches Brot, und vergib uns unsere Schuld, als auch wir vergeben unsern Schuldigern und führe uns nicht in Versuchung..."

Anton klopfte heftig an die Brust, sein Haar sträubte sich, Angstweiß rann von der Stirne über die blassen Wangen nieder und, durch des Kindes Gebet gerührt, gab er sein böses Vorhaben auf, indem er seine Fehler bereute und

Gott feierlich gelobte, fürder den Weg der Tugend nie wieder zu verlassen.

Mit Tagesanbruch trat der Wanderbursche aus seinem Kämmerlein, dankte dem Ehepaar für seine Herberge, legte einen Geldbeutel auf den Tisch und sprach: „Soviel ich entnommen habe, seid Ihr in schwerer Bedrängnis, Ihr guten Leute; mich aber hat Gott gesegnet und mir mehr beschert, als ich für meine wenigen Tage bedarf. Ich gedenke mir hier in der Nähe ein Haus und eine Wirtschaft zu kaufen, und meine letzten Lebensstage auf meinem Eigentum friedlich zu verleben. Mir tut Kreuze und Plage not, und wenn es euch recht ist, so will ich euch zu meinen Meistersleuten machen, und einer kleinen Mädchen, welches mir überaus gefällt, aufziehen, wie mein eigenes, und Ihr sollt kummerlose Tage haben, solange ich lebe. Seid Ihr es zustimmen, so schlägt ein, und dieses Geschenk soll mein Dankgeld sein, mit welchem ich euch werbe."

Beinend sanken die beglückten Eheleute ihrem Retter zu Füßen und priesen sich glücklich, ihn gefunden zu haben und durch ihn einer besseren Zukunft entgegenzusehen zu können.

Was beeinflusste dieses Vaters Herz? Ein frommes Wort seines Kindes! Und womit?

Gibt es Kräfte und Mächte, welche über Materielles, über bloße Naturproduktionen noch hinaus greifen und wirken?

Was den Vater vorerst soweit beeinflusste, daß er blind wurde von der Leidenschaft, — das lag nicht im bloßen Sinnenreflex zwischen seiner Dürftigkeit und dem Geldbeutel des Fremden — da wirkte in ihm eine Beeinflussung des Sollen-geistes, dem seine unchristliche Verwerfung die Herzenstüre geöffnet hatte. — Solchem Banne gegenüber übte die Gnade des kindlichen Gebetes eine Wunderkraft, weil noch Anknüpfung dafür im gläubigen, wenn auch für einen Augenblick geblendeten Willen eines treuen Sohnes der Kirche Christi.

also doch auch mit dazu gehörte. Worauf Sine sofort hinzukam, nicht minder beschuldigerisch, iust, als ob sie Großinquisitoren gewesen wären:

„Und die Rosen? — Wer gab sie dir?"

„Ich überkam eine medische Lust. Die Diebinger reicheten mir Früchte und Blumen über das Gitter trotz seiner Stacheln", sagte ich lachend.

„A", machte Trine indigniert, „ich dachte mir es doch, daß deine Passion für den Garten Gärten hätte", während Sine als ihr getreues Echo hinzufügte:

„Vater wird wenig davon erbaut sein, daß du derartige Bekanntschaft pflegst!"

„Meint ihr?" fragte ich ernsthaft, „aber es soll auch ganz gewiß das erste und letzte Mal gewesen sein, daß ich mich zu ihren Vätern machen ließ. Der Robert Diebinger meinte eben nur —“

„Ich stockte."

„Was meinte er?" forschte Rosa in sehr verändertem Tone.

„Nun, daß du als Kind seine Aprikosen sehr geliebt und immer die ersten bekommen hättest."

„So sind sie mein", und begierig streckte das Mädel die Hand nach den Früchten aus.

„Ja in der Tat, Elschen, ebe der unglückliche Broseß kam, war's eine Art guter Brauch, daß mir die ersten gehörten, und eigentlich ist es sehr nett vom Robert Diebinger, daß er sich daran erinnert hat."

„Woh! aber, wie du vorhin sagtest, der Vater wird nicht damit einverstanden sein!"

Inzwischen hatte auch Sine verlangend nach den Rosen geblickt.

„So hat wohl Hugo Diebinger den Strauß für mich bestimmt?" fragte sie mit niedergedrückten Augen, und als ich ihre Frage bejahte und ihr ihr reichste, verbar sie ihr gültiges Gesicht lust ebenso in den Rosen, wie ich, es vorhin getan, während ich doch ein gewisses Schuldempfinden mit hinwegnahm. Nein, sicherlich ließ ich mich nie wieder zu einem Bösen der Diebinger machen.

Es mußte etwas Wichtiges im Werke sein. Ich merkte es an der Aufregung, die künftliche Zimmermanns ergriffen hatte, und bald wurde ich denn auch in die Angelegenheit eingeweiht.

Es handelte sich um einen Freier für Trinen oder Sinen, und schon in den nächsten Tagen konnte er einreisen.

Trine und Sine schienen freilich nicht gerade erfreut darüber zu sein, auch Frau Zimmermann schien ihre Bedenken zu haben; dagegen war Herr Zimmermann Feuer und Flamme für den erwarteten jungen Mann.

Der war gerade, wie er ihn sich gewünscht hatte, und als ich Herrn Zimmermann sein Frühstück brachte, hob er auch gegen mich davon zu reden an.

Eigentlich hätte er für seine Töchter an einen höheren Beamten gedacht; jetzt dagegen hatte er es mit einem Industriellen. Handel und Industrie waren die beiden großen Faktoren, auf die es ankäme. Tausend Beispiele sprachen dafür; auch das des Vaters des erwarteten jungen Mannes, der wäre ein Kind unserer Stadt und ein simpler Schmied gewesen, wie sein Vater und Großvater vor ihm — aber er hätte einen klugen Kopf gehabt und seine Zeit begriffen — und so wäre es ihm gelungen, aus einem einfachen Handwerker ein Großindustrieller zu werden, dessen Maschinen über die ganze Erde hin verstreut wären, und dessen Vermögen ungezählte Millionen in sich begriffen.

„Ich hab's von vielen Seiten bestätigen hören", so schloß er mit triumphierender Miene, „und wenn mir der alte Bobrud jetzt den Besuch seines Sohnes ankündigt, so weiß ich, was das zu bedeuten hat. Der Junge soll die Vaterstadt seines Vaters und seiner Vorfahren kennen lernen, und dabei wichtige Geschäfte abschließen, wovon vorderhand noch nicht geredet werden soll; aber natürlich lese ich gut genug zwischen den Zeilen, so daß ich dem guten Freunde im richtigen Sinne zu antworten vermöchte. Herr Bobrud weiß so, daß ich ein paar Braktinadel auf Lager habe, die auch als Gattinnen in hervorragender Stellung ihre Rolle zu spielen wissen — und so können wir eben den Freier baldigst erwarten."

(Fortsetzung folgt.)

Aus meinem Leben

2. Fortsetzung.

Erzählung von Redeatia.

Wahrhaftig verboten.

Geschenke hatten wir uns nie gemacht, und nie war es mir eingefallen, eine detaillierte Beschreibung von den jungen Leuten zu erwarten! Sollte etwa Frau Zimmermanns Stütze eine Eroberung an ihnen gemacht haben?

Ich erröte, wie mir dieser Gedanke kam und bemerkte, daß sie ebenfalls röt wurden.

„Fräulein Else" (Frau Zimmermanns Stütze wird von jedem mann schlechthin immer nur so genannt), hob jetzt Robert mit stockender Stimme an:

„Sie haben prächtige Erdbeeren in Ihrem Korbchen gesammelt, aber auch unsere Aprikosen sind schön und saftig", und dabei reichte er die in der Tat herrlichen Früchte zu mir herüber, und Hugo folgte Hugo seinem Beispiel, mit die Rosen spendend.

„Vater, den hat sie nicht in seinem Garten", so sagte Hugo, während ich mein Gesicht in den Strauß vergrub, den Purpur meiner Wangen zu verdecken.

Was würde Frau Zimmermann nur sagen, daß ich mich von den jungen Leuten hatte beschenken lassen! Ei, und wie kommen sie eigentlich dazu! Ich hatte wirklich noch nicht bemerkt, daß ich ihnen gefiele!

Und weil ich bis dahin, soviel ich wußte, überhaupt noch keinem Manne gefallen, so war meine Verwirrung sehr erklärlich und die eitle Regung wohl auch, die sich damit verband. Mein, wie immer ich mir in Selbstgefälligkeit geschmeichelt haben mochte, ich wurde schon durch das nächste Wort Roberts aus meinem Wahn gerissen. Noch verlegener sagte er nämlich:

„Als wir noch Kinder waren, und später wohl auch noch pflegte ich Fräulein Trinden allerwegen die ersten Aprikosen zu bringen. Sie ah sie gar zu gern — vielleicht hätten Sie die Güte, ihr einige davon zu geben?"

„Wie Sie auch wohl von den Rosen Fräulein Elchen geben? Sie bewunderte früher sehr, daß

ich ihr immer einen großen Strauß davon schenkte", fiel jetzt auch Hugo ein.

Nun wußte ich Bescheid. Nicht mir galt die Aufmerksamkeit der jungen Diebinger, sondern den Fräulein Zimmermanns, denen gegenüber sie alle Jugenderinnerungen aufzufrischen wünschten, und schlan genug hatten Sie mich zu ihrem Voten gekehrt. Ja, gekehrt — denn ohne meine Antwort abzuwarten, hatten sie sich beide schleunigst verzogen, daß ich ihnen nicht etwa ihre zarte Präzente zurückstelte.

Aber durfte ich sie denn Sinen und Trinen bringen und mich etwa gar zu Possitten der Liebe machen lassen?"

Dochst ärgerlich und immer noch ein wenig in meiner Eitelkeit gekränkt, fragte ich mich so, schließlich siegte meine Gutmütigkeit oder mein Verstand.

„Einmal ist keinmal", sagte ich mir — „und am Ende ist's bei den jungen Leuten auch wirklich nicht anders, als eine Erinnerung an eine glückliche Jugendzeit und der Wunsch, nicht mehr als Feinde von den Zimmermanns betrachtet zu werden, und den Friedensboten konnte ich ja wohl spielen."

So ging ich mit meinen Gedanken stracks ins Haus zurück. Auf dem Korridor trat ich Sine und Trine, die eben ihre musikalischen Übungen beendet hatten, bei denen ihnen stets die Laune ausgehen pflegte.

Drum wunderte ich mich auch nicht, daß Trine ein gar so ärgerliches Gesicht machte und die Aprikosen in meiner Hand erblickend in scharfen Tönen fragte:

„Wo hast du die Früchte her?"

Wir vennen uns nämlich „du" nicht nur, weil das so Brauch unter jungen Mädchen, sondern weil Frau Zimmermann gemeint hatte, daß sie das passend fände, da ich mit Direktors Votte, ja selbst mit Präsidenten Marie und Hugo — ich